

Mit jungen Menschen reden – Beziehungen herstellen – Verantwortung übernehmen

Wie ändere ich Jugendliche oder besser deren Tun und Verhalten? Wie schaffe ich es, dass sie sich bessern und zukünftig ihr Leben ändern? Vermutlich – und kaum jemand wird da Einwände haben – mit Einsicht und innerer Überzeugung. Nur, was hier so einfach klingt, ist ein höchst komplizierter Prozess. Das gilt für alle pädagogischen Prozesse – in der Sozialarbeit wie in Schule und Elternhaus.

Der Erfolg hängt u. a. vom Alter der Betroffenen ab, von der unmittelbaren Umgebung, dem so genannten Setting wie es die Psychologie nennt, und von der Ansprache der Jugendlichen. D. h. davon, was wir zum Inhalt der Ansprache machen und wie wir es tun. Besser ist wahrscheinlich der Begriff der Kommunikation. Verdeutlicht wird damit, dass Kommunikation keine Einbahnstraße ist, also mehr als eine An-Sprache.

Erziehung ist auch Beziehung

Kommunikation bedeutet in jedem Fall auch, dass wir eine Beziehung herstellen – ob wir wollen oder nicht. Und genau dieses Beziehungsverhältnis sollten wir nicht unterschätzen. Es ist bei jungen Menschen eines der wichtigsten Einflussmöglichkeiten. Und an diesen Beziehungsverhältnissen stricken wir selber mit.

Was auch immer an widrigen Faktoren den Lebensweg eines jungen Menschen begleitet haben mag, es bedeutet nicht, dass wir dem machtlos gegenüber stehen.

Es steckt eine Verführung darin, viele im Nachhinein nicht mehr beeinflussbare Faktoren dafür verantwortlich zu machen, dass der Jugendliche so geworden ist, wie er nun ist. Es rechnet unsere Möglichkeiten der Einflussnahme klein. Ebenso nahe liegend ist es, bei ihm psychische Defekte festzustellen, die am besten beim Therapeuten und Psychologen aufgehoben seien – das mag auch so sein. Und damit soll auch nicht bestritten werden, dass bspw. bei schwierigsten und mehrfach straffälligen Jugendlichen vieles im Argen liegt oder so genannte Psychopathologien vorliegen.

Übersehen sollten wir aber zugleich nicht, worauf wir in pädagogischen Rollen selber Einfluss haben. Und pädagogische Rollen haben wir immer inne, soweit wir mit den betreffenden Jugendlichen zu tun haben. Unser Verhalten, unsere Haltung, die wir demonstrieren, unsere Form der Kommunikation und damit unser Beziehungsaufbau hat enorme Wirkung.

Im Umgang mit anderen Menschen ist nicht möglich *nicht* zu kommunizieren. Und so wie wir nicht *nicht* kommunizieren können, gibt es immer auch eine wie auch immer geartete Beziehung. Aus dem Forschungsfeld des Lernens kennen wir den Begriff des impliziten Lernens. Das heißt: Kinder und junge Menschen lernen nicht nur offiziell sondern immer und „nebenbei“. Ähnlich verhält es sich mit Beziehungen und Haltungen. Erwachsenen demonstrieren jungen Menschen immer eine Haltung – und die wiederum ziehen daraus (immer) ihre Schlüsse.

Seine eigenen Überzeugungen klären

Was heißt Beziehung? Es fängt damit an, dass wir eine Beziehung bewusst gestalten können. Und das fußt auf unseren ur-eigensten pädagogischen Selbstkonzepten. Unserer persönlichen Vorstellung, wie Jugendliche zu beeinflussen sind. Was machen wir für Fehlverhalten junger Menschen verantwortlich, was für ein Bild haben wir überhaupt von jungen Menschen („...müssen sich die Hörner abreiben, ...brauchen die harte Hand“)? Wie verstehen wir unsere eigene Rolle, sehen wir uns überhaupt als Pädagogen („...das sollen mal andere machen“)? Was ist überhaupt unsere persönliche Philosophie? Wir sollten von Zeit zu Zeit darüber einen „Selbstcheck“ machen, was unsere Überzeugungen gerade im direkten Umgang mit jungen Menschen leitet.

Nähe und Distanz

Eine gute Beziehung zu jungen Menschen ist eine Balance zwischen Nähe und Distanz. Sie ist weit mehr als ein „Geschäftsakt“, ihnen also beispielsweise „Stoff“ zu vermitteln, sie über Sachverhalte zu informieren oder sie von Punkt A zu Punkt B zu bringen. Auf der anderen Seite verwischt eine gute Beziehung auch nicht die Grenzen zwischen Berufs- und Privatleben. In der Sozialpädagogik gibt es den Begriff des Helfer-Syndroms. Er beschreibt die heimlichen Wünsche von Pädagogen, Menschen (unbewusst) in Abhängigkeit zu halten, um ihnen (fortwährend) zu helfen. Die betreffenden Menschen verbleiben also in Unselbstständigkeit, wünschen sich möglicherweise aber auch diese Abhängigkeiten.

Balance zu halten, bedeutet immer auch, einen Zwiespalt auszuhalten. Also jemandem zugewandt, an ihm interessiert zu sein (Wie geht das?), aber gleichzeitig ohne wenn und aber auf (bekannte) Regelverletzungen konsequent und begründet zu reagieren. Gleichzeitig freundlich und wertschätzend und immer auch fähig dazu zu sein, (konkrete) Kritik formulieren zu können.

Voraussetzung ist wohl auch Arbeit an sich selbst. Professionelle Beziehungsarbeit unterscheidet sich von dem Alltagshandeln und vom Umgang mit möglicherweise eigenen Kindern oder dem Umgang, den man von seinen eigenen Eltern erfahren, möglicherweise auch erlitten hat.

„Verführerischer“ Machtfaktor

Verführerisch ist es, auf seinen Status oder den damit verbundenen Machtfaktor zu vertrauen. Und Pädagogen haben diesen immer: sei es in der Schule, im Jugendfreizeitheim und sonstigen pädagogischen Institutionen. Vor allem dann, wenn es mit einer Haltung der Gleichgültigkeit oder zwanghaften Neutralität einhergeht. Es ist „Gift“ für jede Beziehungsarbeit und legt jungen Menschen konformes Verhalten nahe – zumindest, soweit der Zwang anhält. Aber was ist, wenn für junge Menschen der Zwangskontext aufhört und sie plötzlich (wieder) „draußen“ einer unendlichen Anzahl von Verhaltensoptionen gegenüber stehen?

Beziehungen haben ebenso etwas mit Emotionen wie auch dem Anspruch von Bildung zu tun. Emotionen bedeutet, dass wir die eigene Person nie völlig außen vor lassen können. Ebenso sind Menschen in erzieherischer Funktion immer auch Vertreter demokratischer Prinzipien. Sie müssen Diskussionen auch oder gerade zu gesellschaftspolitischen Themen von jungen Menschen annehmen, ihnen – trotz der

Vergangenheit – immer auch ihren Wert für die Gesellschaft zeigen, ihre personale Identität stärken, wie es die Sozialpsychologie nennen würde.

Einfühlsamkeit und Respekt

Die zentrale Bedeutung kommt dabei dem Face-to-Face Kontakt zu, der unmittelbaren Begegnung von Mensch-zu-Mensch. Der amerikanische Therapeut Rogers hat in dem Zusammenhang für eine gelingende Kommunikation die Basisvariablen Achtung und Respekt, einführendes – nicht zu verwechseln mit akzeptierendem – Verstehen und Echtheit der eigenen Person empfohlen. Die Verfahren sind wissenschaftlich anerkannt und haben viele Erfolge vorzuweisen.

Allerdings: Reicht es, einfühlsam zu sein, was so nach Kuschelpädagogik klingt, und mit Wärme zu agieren? Möglicherweise also das zu geben, wovon gerade die Jugendlichen, die just davon in ihrem bisherigen Lebensweg am wenigsten hatten, am meisten benötigen würden? Zudem reagieren sie darauf womöglich noch mit Rebellion und Unverständnis, weil sie, die bislang fast nur „Ausnutzungs-Beziehungen“ kennen gelernt haben, Menschen, die echtes Interesse an ihnen signalisieren, mit großer Skepsis begegnen.

Die Antwort lautet: Beides ist vereinbar. Wärme, Interesse und Offenheit ebenso wie Klarheit und Grenzziehung. Mit Respekt zu reagieren und zugleich „echt“ und bei sich zu bleiben, bedeutet eben auch, deutlich zu formulieren, das menschenfeindliche wie intolerante Weltansichten nicht geteilt werden. Das bedeutet gleichzeitig aber das unbedingte Angebot und den Eintritt in eine Diskussion über Gesellschaft, Ungerechtigkeiten, Zugehörigkeiten, Anerkennung und Zukunft für junge Menschen in dieser Welt. Es sollte nicht vergessen werden: Wir begegnen jungen spät pubertierenden Menschen in einer Phase, in der sie politisch sehr sensibel sind.

Junge Menschen „testen“ ab

Junge Menschen haben Ressourcen im positiven Sinne. Das heißt auf der anderen Seite nicht Fehler oder schlimmste Vergehen klein zu reden, über Vergangenes hinweg zu gehen. Es heißt, einerseits um die Muster der Vergangenheit zu wissen und an positive Möglichkeiten für die Zukunft anzuknüpfen. Und das möglichst kleinteilig. Also mit erreichbaren Zielen.

Jugendliche mit einschlägiger Vergangenheit werden allerdings – wie oben schon erwähnt – auf einfühlsames Vorgehen womöglich mit Skepsis und Widerstand reagieren. Sie vermuten eine neue „Finte“ oder fühlen sich dessen nicht wert. Deswegen werden Erwachsene „getestet“ – und das womöglich so lange bis sie sie so weit haben, dass diese Erwachsenen auch nicht anders sind wie die bereits kennen Gelernten. Sie können also bei ihren alten „Mustern“ bleiben, in denen sie sich nur zu gut auskennen. Und die Erwachsenen denken im Gegenzug, dass diese Jugendlichen es nicht anders verdient haben („...sind eben unverbesserlich“) Und damit werden die alten „Muster und Einschätzung“ auf beiden Seiten bestätigt und bedient.

Um diese Prozesse zu hinterfragen, braucht jeder, der in Erziehungsprozesse einsteigt, Langmut und gutes Beobachtungsvermögen.

Da erscheint es dann schon für Erwachsene einfacher und verführerischer, sich neutral zurück zu halten und in Anknüpfung an klare Strukturen dem Prinzip des

einfachen Belohnung-Bestrafungs-Prinzips zu folgen. Nur für das innerpsychische Systems des Jugendlichen bedeutet es keine Änderung. Es bleibt möglicherweise zu viel beim Alten.

Erziehung ist ein kompliziertes Geschäft. Sie sind weit mehr als einfache Konditionierungsprozesse. Davon können alle Eltern Bände sprechen. Pädagogische Prozesse halten sich nicht einfach an Vorgaben und formulierte Veränderungswünsche. Sie sind immer in Bewegung und verlangen fortwährend ein genaues und jeweils auf die Person bezogenes Hinschauen. Alle in einer Institution über einen Kamm zu scheren, wird dem einzelnen jungen Menschen selten gerecht. In der Schule kennt man das System der Binnendifferenzierung, um den Schwächen wie Potenzialen einzelner Schüler gerecht zu werden. Doch wie schwer das ist, davon weiß jeder Pädagoge in der Schule zu berichten.

Ermutigung und die Gefahr von „Etikettierung“ junger Menschen

Es dürfte zu den bislang leider noch zu wenig bekannten pädagogischen Grundsätzen zählen, dass junge Menschen durch Ermutigung deutlich stärker zu beeinflussen sind, als durch Entmutigung und Festschreibung von Bildern, die man einmal von Personen gewonnen hat. Etiketten sind „Gift“ für erzieherische Prozesse. Und gleichzeitig weiß jeder, wie schwer es ist, davon weg zu kommen. Zuschreibungen sind immer auch Festschreibungen. Sie gestatten zudem jungen Menschen, sich entsprechend zu benehmen und gemäß sich-selbst-bewahrheitenden-Prophezeiungen zu verhalten. Wir sollten überprüfen, was wir Erwachsene in pädagogischer Funktion mitunter beiläufig so über junge Menschen äußern. Andererseits können wir nicht alles auf die Goldwaage legen. Pädagogen benötigen es auch für persönliche Entlastungen. Natürlich brauchen wir Vorannahmen von Menschen und Situationen. Sonst wären wir gar nicht handlungsfähig. Einschätzungen junger Menschen sollten aber immer gut und konkret abgesichert sein. Und gleichzeitig sollten wir bereit sein, Überzeugungen auch zu „verflüssigen“, sie als Hypothesen zu behandeln, die veränderbar sind. Verhalten ist selten nur richtig oder falsch. Menschen sind nicht nur normal oder gestört. Sie sind vor allem die besten „Experten“ ihrer selbst. Und deswegen müssen wir immer wieder mit ihnen kommunizieren.

Selbstverantwortung übernehmen

Junge Menschen sollten dazu animiert werden, sich selbst zu verstehen und zu erklären. Sie müssen Verantwortung für sich übernehmen, um diese eben nicht bei anderen zu lassen oder bei den Umständen oder jeweiligen unglücklichen Umständen. Kaum ein Legende, die wir bei Tat-Aufarbeitungen nicht gehört hätten.

Der Schritt von der (geglaubten) Fremdbestimmung zu selbst bestimmtem Handeln im Rahmen demokratischer Prinzipien ist ein weiter. Das pädagogische Tun in dem Zusammenhang erfordert Zeit, Geduld, den persönlichen Kontakt – und es ist verflixt anstrengend.

Helmut Heitmann
Violence Prevention Network
2008